

Novellette von M. F. v. n.

Und wenn Du dich auf den Kopf stellst, Vater, was Dir, nebenbei gesagt, gar nicht gelingen wird, den Pierre nehme ich doch nicht zum Mann, lieber 'nen Heiffich!

„Madel!“ Es gelang Herrn Jacques Grenaud, Schiffbesitzer zu Marseille und Patron der Belle Heloise, noch einmal, die aufsteigende Luft zu befeuchten, aber ein Gewitter kündigte sich mit Sicherheit prophezeien können, daß dies das letzte Mal war, und daß es bei fortgesetztem Widerstand unfehlbar einschlagen müßte. Das sah auch Anne, die einzige Tochter Jacques Grenauds, ein und begnügte sich damit, lautes Opposition zu machen, indem sie sich abwechselnd abwandte und fortfuhr, mit dem Staupfuch zu hantieren.

Ihr Vater sah ihr eine Weile aufmerksam zu, dann sagte er etwas milder: „Wenn Du mir nur einen vernünftigen Grund angeben wollest, Anne!“

Das Mädchen hatte sich ihm rasch zugewandt: „Einen Grund? Ich kann Dir zehn nennen; erstens, ich liebe ihn nicht.“

„Kommen!“ brummte der alte Schiffer, „ich bitte vernünftige Gründe vorzulegen; ob Du ihn liebst oder nicht, ist mir sehr gleichgiltig.“

„Aber ich kann ihn nicht ausstehen, nicht sehen, nicht hören, und Du wirst mir doch zugeben, Vater, wenn man einen Menschen heirathen und stündlich mit ihm zusammen sein soll, dann—“

„Gewöhnlich man sich an ihn, und das giebt schließlich die besten Ehen. Erzähl mir doch seine Schickel!“

Der verdammte Italiener, den mir der Seemann als Steuermann auf die Belle Heloise gebracht hat, der stekt Dir im Kopf, und deshalb ist Dir der Pierre so unaußersichtlich; aber das sag ich Dir, wenn wir von Smyrna zurückkommen, so jage ich diesen Angelo, daß er seine Nennenswürdigkeit im Himmel singen hört. Darauf kannst Du Dich verlassen.“

Draußen war Herr Grenaud, und seine Tochter atmete erleichtert auf, obgleich er die Thür ins Schloß geöffnet hatte, daß das kleine Häuschen bebte.

Im Grunde hatte der alte Schiffer ja gar nicht so Unrecht. Vielleicht, wenn der Italiener nicht gekommen wäre—nein, für Pierre mit den vorstehenden Kroschungen und dem unglücklich höflichen, müßigen Mund, voll schlechter Ränne, für den hätte sie sich nie interessiert können, nie—and wenn er der einzige junge Mann in ganz Marseille gewesen wäre. Aber Pierre Verneau hatte Geld, während Angelo Bellini nichts als sein Steuermannsgelb besaß, und deshalb redete der Vater dem Ersteren das Wort und dachte den Italiener, der, wie er glaubte, ganz allein die Schuld trug, daß seine Bläse sich noch nicht verweicht hatten.

Am liebsten hätte er ihm schon lang den Laufpaß gegeben, aber, das mußte er sich selbst eingestehen, Bellini war ein so tüchtiger Steuermann, wie nicht leicht ein zweiter zu finden war, und weil er in Anne verliebt war, diente er auf dem Schiff des alten Grenaud für einen Lohn, der zu seinen Leistungen in gar keinem Verhältnis stand. Das hatte den Patron der Belle Heloise bedrungen, ihn so lange zu behalten, aber sobald die nächste Fahrt, die morgen früh angetreten werden sollte, vorbei war, machte er ein Ende. Es würde sich wohl ein anderer Steuermann finden, der ebenso geschickt und müthig wie der Italiener war, denn Muth war in dieser schweren Zeit, unsere Geschickte spielt 1780, wo die englischen Kaperschiffe wieder alle Gewässer umher machten, das Hauptverdienst eines Seefahrers, und selber mußte sich Grenaud sagen, daß die Bemannung der Belle Heloise durchaus nicht aus Helben bestand, die in Nothfall sein Schiff und dessen Ladung mit ihrem Leben verteidigen würden. Wäre das Wetter nicht so herrlich und die Gelegenheit, einen großen Posten Seide und Baumwolle von Smyrna herüberzuschaffen, nicht gar so günstig gewesen, der Alte hätte vielleicht doch ruhigere Zeiten abgewartet; aber seine Habgier ertrug den Gedanken gar nicht, daß ein Anderer ihm das schöne Geschäft vor der Nase wegschleppen könnte, und so führte er denn seinen Entschluß aus und segelte am dritten Morgen mit günstigem Wind von Marseille ab.

Die Hin- und Rückfahrt ging gut von Statten, früher, als man gehofft hatte, legte das Schiff in Smyrna an. Nun ging es an's Einladen, und Grenaud rief sich vergnügt die Hände, wenn er bedachte, welch schönes Stimmchen er an den prächtigen Seidenballen verdienen werde, die da unten im Schiffstaum verstaubt wurden.

Freilich war noch nicht aller Tage Abend, und mit dem Einladen allein wars nicht gethan. Hört man doch täglich vor den Befragten einlaufscher Schiffe erzählen, wie sie da und dort verholzt, angehalten und ausgeplündert worden waren. Was bot Grenaud eine Sicherheit, daß es ihn nicht ebenso gehen würde? Er vergörte deshalb die Worte von Smyrna von einem Tag zum andern, bis endlich etwas beruhigende Nachrichten einliefen. Da befragt er seine Fracht und sich den Heiligen, und La Belle Heloise lichtete die Anker.

Das Gebet Grenauds schien erhört worden zu sein. Der Wind war sehr günstig, das Wetter herrlich und weit und breit kein englisches Fahrzeug zu sehen. Schon waren sie im Golfe von Lion, gewissermaßen vor der Thüre

Marseilles, als der Mann im Mastkorb ein Schiff bemerkte, das geradenwegs auf „La Belle Heloise“ zuhielt. Als es näher kam, unterschied man auf Grenauds Schiff deutlich die englische Flagge an dem fremden Fahrzeug, und so unglücklich es auch schien, daß der Raper die Frechheit haben würde, sich am besten Tage hier, beinahe vor den Thoren Marseilles seiner Beute zu bemächtigen, so unkenntbar war doch seine Absicht, es zu thun. In ohnmächtigen Grimm vernünftigte Grenaud seine Leute, sein Schiff, dessen Ladung, sich selbst—aber vor Allen zehntausendmal die Engländer. Leider half ihm das nicht viel, so gut es auch gemeint war. Was die Bemannung der Belle Heloise anbelangte, so stand sie, mit Ausnahme Bellinis, rathlos und thallos beisammen, augenscheinlich einen Befehl des Patrons erwartend. Aber der kam nicht.

Was sollte Grenaud auch befehlen? Der herrlich gebaute Engländer schob wie ein Pfeil durch die Wogen, und ein Kind konnte einsehen, daß jeder Versuch eines plumpen Frachtschiffes, wie es die Belle Heloise nun einmal war, dem englischen Seeräuber zu entkommen, lächerlich war. In längstens 2 Stunden lag der Engländer Vord an Bord mit dem Franzosen, und was dann aus Besatzung und Ladung wurde—dang wagte Niemand zu denken, am wenigsten Grenaud, der fortfuhr, stöhnend und fluchend wie ein Raubtier auf dem Verdeck herumzutreten.

Plötzlich fiel sein Blick auf Bellini, der ruhig und lächelnd, als ginge ihm die ganze Sache gar nichts an, am Mastbaum lehnte und sich um sein Steuermann ansehbend eben so wenig kümmerte wie um den Raper. Das war der Funke in's Pulverfaß—nun hatte Grenaud doch wenigstens Jemanden, an dem er seine Wuth auslassen konnte, und mit einem Satz auf den Italiener zuspringend, schrie er mit vor Wuth und Aufregung heiserer Stimme: „Hund, Du elender, stehst wohl mit den Banditen da drüben unter einer Decke und tannst nicht erwarten, bis sie hier sind, daß Du ihnen das Schiff so geradenwegs in die Ränne laufen läßt!“

Mit ruhigem, eisernem Griff hielt Bellini die Hände des Patrons nieder, als er antwortete: „Die Segel stehen gut, wir haben günstigen Wind, es braucht des Steuers kaum, wenn Ihr aber vernünftig sein und mich ruhig anheben wollt, so sag ich Euch, warum ich dassehl verlassen habe.“ Roth leuchtete nicht nur beten, sie leuchtete auch manches Andere, z. B. vernünftig sein oder sich vernünftigen zu stellen. Das erlebte Jacques Grenaud in jener schlammigen Stunde selber, und es gelang ihm, irgend etwas hervorzufahren, was der Italiener bereitwillig für eine Einwilligung nahm, denn er fuhr fort: „Was geht Ihr mit, wenn wir noch heute, heil und unversehrt, in Marseille Anker werfen?“

Grenaud stierte den Sprecher ungläubig an; auf dessen Lippen lag der tiefe Ernst eines Menschen, der wohl weiß, daß in diesem Augenblicke ein Lebensfrage für ihn entschieden wird.

Es gab also noch eine Rettung, es mußte eine solche geben; der schmale Italiener kannte sie; da hätte es doch mit dem Wägen zugehen müssen, wenn er, Jacques Grenaud, nicht auch darauf verfiel. Er mußte nur nachsehen, Zeit gewinnen; aber Zeit war gerade dasjenige, was ihnen jede Minute flüchtig entriek. Vielleicht ließ sich der Italiener ausborschen, zum mindesten hinhalten, und so meinte der Patron denn bedächtigt: „Um, wenn Ihr Euch fertig bräuchtet, dann würd' ich Euch wohl noch länger in meinem Dienst behalten.“

Trotz des Ernstes der Situation sagte Bellini hell auf: „Nein, was Ihr großmüthig seid, Patron! Aber ich bin ein anpruchsvoller Gesell, damit gebe ich mich nicht zufrieden.“

Grenaud, der in der Eile sein Gebirn vergeblich zermartert hatte, den Ausweg Bellinis ebenfalls zu finden, brummte in seinen mächtig schönen Bart: „Ich werde Euch auch eine Kleinigkeit mehr geben als bisher.“

Jetzt schwall die Hornader auf der Stirn des Italieners; trotzdem sagte er mit spöttischer Höflichkeit: „Wirtlich? Haltet Euch wohl, Patron, daß Ihr nicht gar zu freigebig seid! Doch nun ist's genug mit dem Scherzen, Ihr wißt recht gut, was ich von Euch meine, warum ich Euch bitte, also überlegt's Euch, aber nicht allzu lang, denn der höfliche Engländer ist uns schon ein gut Stück näher gekommen!“

In Grenauds Hirn wirbelten Gedanken, Tochter und Piraten wußte doch einander, er unterschied nicht mehr als das englische Fahrzeug, das mit windgebildeten Segeln auf ihr zuzustürzen schien, um ihm den schon so süße geglaubten Profit zu entreißen und außerdem noch unermesslichen Schaden zuzufügen. Nein, das durfte nicht sein, und wenn der verb... Italiener ein Mittel wußte, das Schlimmste abzuwenden, dann mochte er es antworten—um jeden Preis!

Das ließ sich Bellini nicht zweimal sagen. Mit wenig Worten verjammelte er die überige Bemannung des Schiffes um sich und den Patron. Dann sprach er fest und kurz: „Ramenaden! Ich rufe Euch alle zu Zeugnis an, daß mir unser Patron Jacques Grenaud die Hand seiner Tochter zugesagt hat, wenn ich ihm Schiff und Ladung von den Piraten unversehrt in den Hafen von Marseille bringe. Ist's nicht so, Patron?“

„Ja“, bestätigte dieser, „ich hab' ihn die Hand meiner Anne versprochen, wenn er wörtlich hält, was er mir zugesagt.“

Der gegenseitige Vertrag wurde durch einen kräftigen Handschlag der beiden Männer befestigt, dann sagte der Italiener: „Und nun seid unbesorgt und vertraut mir! Geht alle unter Deck, auch Ihr, Patron, und daß mir Keiner vormittelt, eh' ich ihn rufe!“ In wenigen Augenblicken war das Deck leer, bis auf Bellini, der sich auf einen hohen Taus setzte und gelassen dem sich schnell nähernden Piratenschiff entgegen-sah. So verfloß über eine Stunde in bangter Erwartung. Endlich war der Engländer der Belle Heloise auf Rufweite nahe gekommen, und Bellini hörte, wie er die Bemannung des Schiffes durchs Sprachrohr aufforderte, die französische Flagge herunter zu nehmen. Bellini antwortete, ebenfalls durchs Sprachrohr, einige Worte, aber mit so leiser, matter Stimme, daß er trüben entschieden nicht verstanden wurde; denn man wiederholte an Deck des Engländers den Befehl und begleitete ihn mit einigen Redensarten, die man in allen Komplementbüchern der Welt umsonst suchen würde. Nun ließ sich Bellini herab, ein wenig lauter zu antworten, und die Engländer verstanden wenigstens einzelne Worte, wie: Ich todtmatt, nicht mehr im Stande. Nur zum Heuter! schallte es wieder vom drüben, so soll ein Anderer den vermaldeuten Fegen herunterholen! Aläglich löste es wieder von der Belle Heloise herüber: „Ist Keiner mehr auf Deck als ich?“ Der Engländer ließ einen Augenblick das Sprachrohr sinken und sagte verblüfft: „Hol mich herunter—da drüben ist was nicht in Ordnung; wollt' mir schon lang nicht gefallen, daß sie den alten Kasten treiben lassen, wie er grade Luft hat!“ Der Kapitän nicht bestimmend, dann meinte er: „Sont' reisen sie doch aus vor uns, versuchen's wenigstens, aber der Franzose da drüben hat, seit ich ihn beobachte, noch nicht eine verächtliche Bewegung gemacht. Na, in's Klare müssen wir jedenfalls kommen, frag' weiter, Jahn!“

Der nahm sein Sprachrohr wieder auf und brüllte hinüber: „Wo stekt denn die Besatzung?“ Jetzt konnten die Engländer jedes Wort klar und deutlich verstehen: „Der Kapitän und sechs Matrosen sind schon tot und über Bord, fünf liegen noch trank unten am Gottes Willen, erbarmt Euch unier!“ Die Gesichter der Engländer waren immer länger und finsterner geworden, und mit einer gewissen Scheu fragte der Mann am Sprachrohr: „Was fehlt denn den Leuten?“ „Reiß!“ Alar und schwarz löste das entzückte Wort durch die reine, ruhige Luft. Kaum hatten aber die Schallwellen die Ohren der Engländer erreicht, als diese wie auf Kommando nach der anderen Seite des Schiffes hinüberstürzten, als ob sie dort entfernter von dem Gräßlichen wären. Der Kapitän selbst gab augenblicklich Befehl, das Schiff zu wenden und nach der offenen See hinaus zu halten, während Johnny, sein Vertrauter, sich nicht enthalten konnte, noch einmal hinüberzusehen—die mehrstündige müßige Jagd hatte ihn erhitzt: „Hol Euch alle der—nein, ich will Euch nichts Böses mehr wünschen—Gott mög' Euch gnädig sein, aber thun kann ich nichts für Euch, Mann, werdet's einsehen, wir können nicht um einiger Franzosen willen, die vielleicht schon tot sind, das Leben unserer braven Burichen auf's Spiel setzen.“ Ueber die Praxebitt Derer da drüben zerbrach sich Bellini nicht weiter den Kopf, aber seiner Rolle eingedenk, rief er verzweiflungslos: „Um Gott und aller Heiligen willen, erbarmt Euch meiner, wenn Ihr Menschen seid! Ich bin kein Franzose, ein Italiener, ein Passagier, den sein Unglück in Smyrna auf dies unselige Schiff geführt hat—läßt mich doch nicht ganz hilflos zu Grunde gehen!“ Wie ein Todesstreich in höchster Noth tönten die Worte über's Wasser hin und zu den Ohren der Piraten. Die haben sich schon fragend von der Seite an, der Kapitän selbst strich bedeutend seinen blonden Bart und trugte dann langsam: „Sind Einige da, die's wasgen wollen, ein paar Flaschen Weinlesch' hinüberzuschaffen?“ Fünf Mann meldeten sich, die ein schnell herabgeschicktes Boot bestiegen, und begünstigt vom Wind, der sich etwas gedreht und dadurch die obrethin geringe Schnelligkeit des französischen Schiffes noch bedeutend vermindert hatte, legten sie bald bei der Belle Heloise an. Ja, es waren Seeräuber, die da kamen, und doch nöthigten sie dann dem Steuermann hohe Achtung ab, denn die paar Menschen da unten trohten—wenigstens ihrer Meinung nach—einem fürchterlichen Tod, um einigen leidenden Mitmenschen zu helfen. Mit innigen Dankesworten nahm er die Flaschen in Empfang, die ihm die Piraten an einer langen Stange hinaufreichten, aber er noch seinem Wunsch, ihn mit an Bord des Engländers zu nehmen, Worte leihen konnte, entfernte sich das Boot schon wieder mit einer Geschwindigkeit, als ob es bei einem Weiterrennen einen Preis erringen müßte.

Soraffältig stellte der Italiener die Flaschen in eine geschützte Ecke und beobachtete dann, wieder auf dem Tauswerk sitzend, das fliehende Boot. Kaum hatte dasselbe am Schiff angelegt, so entfaltete dies seinen letzten Fegen Segel, und nur so schnell wie möglich aus dem gefährlichen Nachbarschaft wegzufommen. Als es endlich soweit entfernt war, daß man selbst mit dem besten Fernrohr nicht mehr auf ihm zu unterscheiden vermocht hätte, was auf der Belle Heloise vorging, rief er fröhlich: „Alle Mann auf Deck!“ Wie gern folgten sie dem Ruf, denn es war nicht angenehm gewesen, stundenlang da unten in Angst und Ungeheuerlichkeit eingeschlossen zu sein. Am meisten hatte Grenaud ausgestanden, dessen alter Argwohn wieder aufgeleuchtet war, daß sein Steuermann am Ende gemeinschaftliches Spiel mit den Engländern mache und ihm nur eine Komödie vorgespielt habe, um das Schiff mit seiner festbaren Ladung desto leichter in die Hände von seinen Spießgesellen zu liefern. Von dem Verdacht war er nun allerdings befreit, und als das Schiff wieder seinen richtigen Kurs auf Marseille zu hielt, wurde der Patron beinahe übermüthig und ließ sich ruhig gefallen, daß ihm Bellini ein uns andere Mal Schwiegervater rannle, ja, als das Schiff nun wirklich, vom Winde begünstigt, bei Anbruch der Nacht im Hafen von Marseille Anker warf, da war Papa Grenaud so gerührt, daß er seinen künftigen Schwiegerohn umarmte, und Anne ließ sich nicht lange bitten, dasselbe zu thun. Bellini gab seinem Schwiegervater als ein Hochzeitsgeschenk der Engländer den Beineffig und ersuchte ihn, denselben auf sein Wohl zu trinken. Das that Jacques Grenaud nicht, aber als einige Wochen später Anne und Angelo getraut wurden, da legte er sich bei dem Hochzeitsmahle einen kleinen Haarbüchel zu.

Anne und Angelo waren entschieden das glücklichste und zur Zeit auch glücklichste Paar in Marseille, er selbst hatte an der Seite ein Vermögen verdient und außerdem für Lebenszeit einen vortheilhaften Steuermann, der ihm fast gar nichts kostete. Und wenn verbandte er das alles? Jacques Grenaud's Schwiegerohn.

den Stamm einer Birke herauf. So saßen wir bei einander, Hand in Hand, Auge in Auge. Von der Stadt her kam verklingendes Glodengeläut; es war uns, als ob wir schon jetzt in der Kirche vor dem Altar ständen, als ob Gott aus der Waldheimlichkeit zu uns spräche, als ob Er sichtbar vor uns erscheinen müßte, um unser Glück zu segnen. „Eine so unvergleichlich schöne Stunde!“ sagte sie trauerlos hin zu. „Ich habe viel Glück an der Seite meines V. den Mannes gefunden, aber so weisevoll glücklich, wie damals, ist mir nie wieder zu Muthe gewesen.“ Wir näherten uns der Stadt; die Spießgesellen traten hinzu, unser Gespräch nahm nun eine andere Wendung.

Heinrich, Frau Hilgers' Aeltester, war ein stiller Junge, während Anna, ein schönes zwölfjähriges Kind, mehr auf den leichlebigen, heiteren Vater artete. Den ganzen Tag sang und trällerte sie im Hause umher und endlich erfüllte der Vater ihren sehnlichsten Wunsch, sie beim Musikstunde; ein Wunsch, welcher in der schlichten Handwerkerfamilie nur nach langem Zögern erfüllt wurde. Ein altes, dünnbeinigtes Klavier mit scharfem Tone stand in der guten Stube; eine Lehrerin, eine üppige Bräutlein von etwa dreißig Jahren, wurde für billigen Preis gewonnen und nun hatte das Kind Muth, nach Herzenslust zu spielen—denn sie lernte das Klavierpiel fröhlich, mit der Melodie den Fingern der Arbeit fortbühelnd. Sie machte rasche Fortschritte. Eines Mittags kam Herr Hilger auf ihre Bitte früher aus der Werkstatt herauf, um ihr erstes vierhändiges Stück anzuhören; er bebandte sich in herzlichster Weise bei der Lehrerin. Von da ab kam er öfter zum Zuhören, schließlich jeden Mittag und blieb dann lange im Zwigespräch in der guten Stube, nachdem die Stunde aus war und die kleine Schülerin längst davon gestaltet.

Hanebuth's Block. Eine Novelle aus dem alten Hannover.

Von A. Mannhuth.

Jedes Mal, wenn wir Kinder an Hanebuth's Block vorbeigingen, sahen wir mit scheuen Augen auf den Platz, der von zwei Bäumen überschattet, mit breiter alter Steinbank auf einer kleinen Erhöhung an der Waldbrücke der Eilenriede liegt. An dieser Stelle war, so berichtet wenigstens die Brüder, der gefürchtete Räuberhauptmann auf's Rad geflochten und begraben (am 4. Februar 1653). In dem unfern davon gelegenen Fahrweghöf, das sich noch heute schwarzbunzel von dem übrigen, mit Eichen und Buchen bestandenen Walde abhebt, hatte er seine Höhle gehabt. Wehe dem Wanderer, der vorüber zog. Hanebuth plünderte ihn aus, band ihn an die Wipfel zweier jungen Fichten, welche, emporschnellend, den Körper des Unglücklichen zerrißen. Und wir gingen oft an Hanebuth's Block vorbei, seit wir in Fischermeister Hilgers' Hause an der Dierstraße wohnten. Neben schulfreier Miltwood und Sonnabend Nachmittag nahm uns Frau Hilger mit ihren beiden, in gleichem Alter mit uns stehenden Kindern in den Wald, wo wenige Schritte hinter dem Steuereubel ihr alter Vater ein Waldwärtershäuschen bewohnte. Ich achte die vortreffliche, durch Herzensgüte und Güte sich auszeichnende Frau bald sehr lieb gewonnen. Sie war jährlich von Gestalt, einfach und außer in ihrer Erscheinung, mit sanften Gesichtszügen, in denen Spuren ihrer Mitleidenschaft unverkennbar waren. Oft hing ich mich bei unsern gemeinschaftlichen Spaziergängen plaudernd an ihren Arm, während die Spiel Geföhler den Wald durchstreiften und über den Graben hin und zurücksprangen, der sich bei dem Reuenauf bis zum Steuereubel neben der Chaussee hinzieht.

Als ich mich einstmals an einem stürmischen Herbstabend, durch die sehr frühe Dunkelheit unter den rauschenden, sturmburchwehten Baumkrönen des Waldes gelangt, furchsam an sie schrie, sagte sie, wie um mich zu beruhigen: „Weißt Du, daß ich eine der glücklichsten Stunden hier, auf Hanebuth's Block, durchlebt habe?“ Ich blidete sie fragend an. Ein sanftes, innerliches Lächeln allit über ihr Gesicht, wie sie, meine Hand streichend, erzählte: „Ich war lange Jahre Hilgers' Braut gewesen, ehe er das Bürgerrecht erwerben, sein Meisterstück machen und wir heirathen durften. In der Gartenkirche sollen wir getraut werden. Vater hatte sich wenige Tage vorher beim Hofkassen verlegt, er konnte uns nicht begleiten. Mein Bräutigam holte mich am Hochzeitsmorgen ab; Freunde und Bekannte wollten uns auf halbem Wege entgegenkommen und im feierlichen Zug zur Kirche geleiten. Es war ein herrlicher, sonniger Junitag, unser Hochzeitstag, als wir uns auf den Weg—diesen Weg!—durch die Eilenriede machten. Mein Bräutigam in seinen schwarzen Tuchrock, den Arthenkraut in dem Knopfloch; ich in schwarzen Kleide mit Schleier und Krone. Mutter's Segenspruch und ihr gesponnenes Brautschleier in der Hand. So gingen wir nebeneinander hin, in tiefer, seltsamer Herzensfreude. Bei Hanebuth's Block machten wir Halt, um die aus der Stadt kommenden Freunde zu erwarten. Wir saßen auf der Steinbank nieder; um uns her war es so still! Blau wölbte sich der Himmel über den braunlich grünen Wipfeln der Eichen; vor uns plätscherte der Bach zwischen seinen Ufern hin; von allen Zweigen ertönte das Rauschen der Vögel, von der Königsreihe her der einträgliche Ruf des Amdus. Ein Gleichnisschönheit raschelte durch das Laub und lief, uns mit klugen, glänzenden Augen ansehend, an dem weißschimmernden

den Stamm einer Birke herauf. So saßen wir bei einander, Hand in Hand, Auge in Auge. Von der Stadt her kam verklingendes Glodengeläut; es war uns, als ob wir schon jetzt in der Kirche vor dem Altar ständen, als ob Gott aus der Waldheimlichkeit zu uns spräche, als ob Er sichtbar vor uns erscheinen müßte, um unser Glück zu segnen. „Eine so unvergleichlich schöne Stunde!“ sagte sie trauerlos hin zu. „Ich habe viel Glück an der Seite meines V. den Mannes gefunden, aber so weisevoll glücklich, wie damals, ist mir nie wieder zu Muthe gewesen.“ Wir näherten uns der Stadt; die Spießgesellen traten hinzu, unser Gespräch nahm nun eine andere Wendung.

Heinrich, Frau Hilgers' Aeltester, war ein stiller Junge, während Anna, ein schönes zwölfjähriges Kind, mehr auf den leichlebigen, heiteren Vater artete. Den ganzen Tag sang und trällerte sie im Hause umher und endlich erfüllte der Vater ihren sehnlichsten Wunsch, sie beim Musikstunde; ein Wunsch, welcher in der schlichten Handwerkerfamilie nur nach langem Zögern erfüllt wurde. Ein altes, dünnbeinigtes Klavier mit scharfem Tone stand in der guten Stube; eine Lehrerin, eine üppige Bräutlein von etwa dreißig Jahren, wurde für billigen Preis gewonnen und nun hatte das Kind Muth, nach Herzenslust zu spielen—denn sie lernte das Klavierpiel fröhlich, mit der Melodie den Fingern der Arbeit fortbühelnd. Sie machte rasche Fortschritte. Eines Mittags kam Herr Hilger auf ihre Bitte früher aus der Werkstatt herauf, um ihr erstes vierhändiges Stück anzuhören; er bebandte sich in herzlichster Weise bei der Lehrerin. Von da ab kam er öfter zum Zuhören, schließlich jeden Mittag und blieb dann lange im Zwigespräch in der guten Stube, nachdem die Stunde aus war und die kleine Schülerin längst davon gestaltet.

In der Küche wartete Frau Hilger geduldig mit dem Mittagsessen auf ihn, während die Gesellen wieder an ihre Arbeit gingen. Sie freute sich, daß ihr Mann so viel Interesse an dem Unterricht nahm; er war seit einiger Zeit so merklich verändert; zerkürrer, kurz angebunden gegen sie und gleichgiltiger im Geschäft. Sie fühlte, daß das Glück ihrer Heuslichkeit erblasse, wehenlos und doch erdrückend lag es wie ein Schatten auf ihrer Ehe.

An einem Frühlingabend kam Hilger früher als gewöhnlich aus der Werkstatt herauf, zog in der neben der Wohnküche liegenden Kammer heftig den Sonntagstod an und rief seiner Frau, die neben auf dem Thron saß, einen schüchtern Abschiedsruß zu. Sie stand rasch auf und trat zu ihm, von einer seltsamen Unruhe erfaßt—es war etwas Ungehörliches, daß ihr Mann vor Feierabend ausging. „Wo willst Du hin, Wolfgang?“ fragte sie freundlich, mit der Hand ein Stückchen von seinem schwarzen Rocke bühelnd. Ein Schein der Verwirrung floß über sein bleiches, blendendes Gesicht. „Ich habe eine Verabredung, geschäftlich“, antwortete er ausweichend, eilig, „halt' mich nicht auf!“ Sie sah ihn durchs Fenster nach, wie er mit gerüheltem Gesicht und raschen Schritten um die nächste Straßenecke bog, legte dann mit tiefem Seufzer die Arbeit zusammen und trat in die Kammer, ihres Mannes unordentlich hingeworfenen Arbeitsrod und Schürze aufzuhängen. Ein Brief fiel aus der Tasche; sie hob ihn auf und las:

Mein Freund! Komm heute Abend früher als gewöhnlich an die bestimmte Stelle. Es erwartet Dich mit tausend Klüssen. Deine Francisca.

Sie las, ohne zu beargen, wieder dreimal; dann wandte sie das Blatt um—ja, es war in die Adresse ihres Mannes gerichtet, und die Handschrift? Die kannte sie auch—hatte sie oft gelesen—auf den Rosenblättern ihres Kindes—die Handschrift der Klavierlehrerin! Die Frau hielt ein dumpfes, qualvolles Stöhnen aus, wie in plötzlichem körperlichem Schmerz sagte sie nach der Sten, — ihr schwindelte, als bräde eine Welt unter ihr zusammen, die Welt der Liebe und Treue, in der seit sechzehn Jahren ihr ganzes Dasein gewurzelt hatte!

Als sie wieder zu sich kam, griff sie mit zitternden Fingern nach Hut und Umhangsack, nahm den Handford, den sie bei ihren Besorgungen benutzte, mechanisch dem Bört und schlich, die Thür hinter sich schließend, die Treppe hinunter. Wohin sie wollte, was sie wollte, wußte sie selber nicht. Hier kam ihr das Mädchen, die vollen Wäffeleriner tragen, entgegen und redete sie an. Sie antwortete nicht, sah nur mit verlorren, scheuen Augen zu ihr empor und schlich aus der Hausthür in das Freie. Kopfschüttelnd sah ihr das Mädchen nach. Als es Abend geworden und die Meisterin nicht heimkam, theilte sie den Gesellen das Bestverbot aus, brachte die nach der Mutter fragenden, weinenden Kinder zu Bett und wartete, in der Küche sitzend, auf ihre Herrschaft. Es war lange nach Mitternacht, als sie aus einem Halbschlaf emporfuhr. Hilger stand vor ihr. „Was thust Du noch auf, Kathrin?“ fragte er scharf. Sie antwortete schlaftrunken: Die Frau Meisterin ist noch nicht heimgekehrt, ich wollte aufbleiben, sie war so sonderbar... „Was“, unterbrach er sie, „Du träumst wohl?“ Aber die Hand, die noch der Küchenlampe ariff, zitterte. Rasch trat er durch das Wohnzimmer in die gemeinsame Schlafkammer—das Bett war leer—ein weiterer

Blick nach Hut und Tuch—auch das war fort. Er war betroffen. So lange wie er verheirathet, war das nicht passiert! Was sollte er machen? Wo sie sich? Es war zu spät; alle Häuer geschlossen. Er legte sich mit einem bestemmenden Gefühl, dessen er nicht Herr zu werden vermochte, angeliebet auf das Bett. In seiner überreizten Phantasie vermischte sich die Stimme und das Bild des bühelischen Weibes, in dessen Armen er den Abend verbracht, mit der Gestalt seiner tausendjährigen Gattin, die zum ersten Mal seit langen Jahren nicht hier ruhete.

Im Morgengrauen stand er auf und ging. Er beschloß sie zuerst bei ihrem Vater zu suchen. Der alte Mann konnte erkrankt sein; in seiner Unwissenheit mochte eine Volkssage sie in das Waldwärtershäuschen gerufen und über Nacht dort festgehalten haben—so suchte er sich wenigstens zu beruhigen. Bald hatte er die Eilenriede erreicht; in dümmerner Mühe dehnte sie sich weit vor ihm aus. Er ging rasch vorwärts; Niemand begegnete ihm. Rasch und nach Erwachte der Wald unter der aufblühenden Morgenröthe und wie er durch das staufschlechte Unterholz dahin schritt, mußte er unwillkürlich seines Hochzeitsabendes denken, wo er der Braut auf diesem Wege entgegengetreten war mit einem Herzen voll unentwöhlicher, glücklicher Liebe. Ein Stöhnen drang aus seiner Brust; er schlug die Hände in Scham und Schmerz vors Gesicht und beschleunigte den Schritt, als könne er damit den Willern in seiner Seele entfliehen. Rasch laufend erreichte er Hanebuth's Block, dessen erhöhter Platz weißlich sichtbar war. Was war das? Eine dunkle Gestalt lag dort vor der Wand, den Kopf nie schlafend auf die Steinplatte gelegt. Es durchguckte ihn. „Seine Frau!“ Ja, seine Frau, aber wie sah sie aus! Die Fiebrer zerrißen und beschmutzt, als sei sie stundenlang planlos durch das Gestrüpp und den Morast des Waldes getret; die schönen Haare wie herabzuhängend an der zusammengekauerten Gestalt. Er wagte kaum, näher zu treten, zitternd rief er ihren Namen. Sie antwortete nicht. Da trat er herzu, hob sanft den gesenkten Kopf empor und fuhr mit einem martererschütternden Schrei zurück. Sie war todt. Aus weit offenen, gläsernen Augen blickte es ihn an; Wahninn und Verzweiflung strahlten ihm aus ihren sonst so sanften Zügen entgegen. Vom plötzlichen Irrthum getrieben, war sie in ihrer Verzweiflung durch den heimathlichen Wald gelangt; vor des schlafenden Vaters Hausthür fand man ihre Fußspuren; sie hatte ihn nicht gewußt, sie war weiter gewandert, von Verzweiflung und Irrthum gefoltert, bis sie zuletzt hierher gefunden hatte. An der Stätte, die ein bräutliches Glück ihr lebenslang geweiht, war sie niedergefunken und der Tod hatte sich ihrer erbarmt und ihr gequältes Herz zur Ruhe gebracht.

Nach einer langen Weile richtete sich Hilger mühsam vom Erdboden auf. Er nahm den ganzen Körper seines todtten Weibes in seine Arme, an seine Brust und schritt mit ihr durch den Wald, ihrem Vaterhause zu. Bell glänzten die Sonnenstrahlen über die frühlingserfüllten Wipfel; neben dem Wege wurmelte und plätscherte der Bach in den Gräbern und Blumen seiner Ufer dahin. Auf allen Zweigen zwitscherten die Vögel—von der Königsreihe her ertönte der einträgliche Ruf des Amdus durch die morgenschöne, sonnendurchleuchtete Waldheimlichkeit. Nun durchzitterte die klare Luft ein Ton—von der erwachenden Stadt her ertönte verhallendes Glodengeläut—es war ihm wie der letzte, wehmüthige Gruß eines beseligenden, wohnigen Liebesglüdes, das er nun unweibermöglich verloren.

Verdächtig. Chef (zum Buchhalter): „Können Sie französisch?“ Buchhalter: „Nein!“ Chef: „Da schreibt mir Einer, ich soll ihm seine Forderung rembourrieren. Das wird was Schönes sein, weil er sich nicht traut, es auf deutsch zu verlangen!“

Beschiedene Bitte. Sepp (den sie bei einer Kauferei jämmerlich zurichten): „Soora, laßt doch noch für die nächste Kirchweih a Bissel von mir übrig!“

Gewissinn einer Schneide. Der Zoologe L. G. Adams sah eines Abends, daß eine große Wespe sich den aus Wohnen und Knochen bestehenden Nester einer Unbemahltheit näherte, welche sechs Fuß von ihr entfernt lagen. Um zu sehen, ob die Schneide sich dem Nabe nur zufällig oder mit Absicht näherte, nahm er von der Stelle, auf der es lag, weg und legte es in einer anderen Richtung, ebenfalls sechs Fuß von der Schneide entfernt, nieder; sofort änderte das Thier seine Bewegungsrichtung und troch bis rett auf die Spitze zu. Als es noch 4 Fuß davon entfernt war, nahm Adams das Nabe wieder weg und legte es wieder in einer anderen Richtung auf Fuß von der Schneide entfernt hin; auch jetzt wendete sich die Schneide der neuen Stelle zu. Da, wie gesagt, der Vorfall sich am Abend ereignete, und da die Schneide außerdem im hohen Grade einseitig, daß sie auf die Annahme, sie habe die Speisen liegen sehen und danach ihre Bewegung eingeleitet, ausgeschlossen, es bleibt vielmehr nur die Annahme, sie habe ein auf die Geruchsorgane, daß sie auf die für eine Schneide recht beherzte Entfernung die Speisen nützte.